

Helga Kotthoff

Neues zu Sprache, Gespräch und Geschlecht

Gisela Klann-Delius: *Sprache und Geschlecht*, Stuttgart 2005 (J.B. Metzler, 230 S., 14, 95 €).

Gisela Klann-Delius (FU Berlin) hat einen Band vorgelegt, der den internationalen Forschungsstand im Bezug auf Sprache und Geschlecht (darunter *gender* als Faktor in Spracherwerb und Sprachwandel und Geschlechterdifferenzen in der Kommunikation) repräsentiert. Sie führt die LeserInnen zu Beginn durch die soziolinguistischen Diskussionen der 1970er-Jahre zu der Frage, ob die von Robin Lakoff beobachteten anderen Sprechstile der Frauen (gekennzeichnet durch viele ‚leere‘ Adjektive wie *charming*, *cute* etc., viele Frageformen und Modalisierungsstrategien) im Vergleich zu denen der Männer defizitär seien oder eher gleichwertig different. Die Annahme kontextübergreifender Differenzen wurde aus ethnomethodologischer und dekonstruktivistischer Sicht als zu essentialistisch abgelehnt. Die Autorin kritisiert auch Judith Butlers Position, nach der das sexuierte Individuum sich voraussetzungslos diskursiv hervorbringt (S. 15). Klann-Delius fasst die zentralen Aussagen einer Position und Fragestellung jeweils am Ende eines Unterkapitels in einem farblich markierten Passus zusammen. Nicht zuletzt dieses Vorgehen verleiht dem Buch eine sehr klare Struktur.

Frauen und Männer sprechen nie eine völlig verschiedene Sprache, was die unglückliche Terminologie von ‚Frauensprache‘ vs. ‚Männersprache‘ obsolet erscheinen lässt. Nur in wenigen Bereichen wurden geschlechtsbezogene Unterschiede im Gebrauch syntaktischer Formen untersucht und die Ergebnisse schildert Klann-Delius zu Recht als wenig überzeugend (S. 47). Selbst der Versuch, Frauen mehr Höflichkeit und thematische Zurückhaltung zuzuschreiben, hält der neueren Forschung nicht stand.

Analog zu bekannten Grammatiken zeigt Klann-Delius das grammatische Geschlecht in der deutschen Sprache als formalgrammatische Kategorie. Es gibt morphologische (und ein paar semantische) Regelmäßigkeiten, die Genus voraussagbar machen (z.B. Wörter auf *-heit*, *-keit*, *-ung* sind immer feminin). Die enge Bindung von Sexus an Genus betrifft nur ein kleines Segment von Sprache, z.B. die Anrede (*Frau*, *Herr*, *Fräulein*) und die Movierung (*Schneider/in*).

Meist relativieren die dargelegten Studien Thesen, die in den späten 1970er- und frühen 1980er-Jahren noch forsch vorgetragen wurden, wie diejenige von Zimmerman und West, Männer würden Frauen systematisch unterbrechen und die Unterbrechung sei immer ein Dominanzsignal, oder die These, Frauen würden kontextübergreifend einen kooperativeren Gesprächsstil zeigen als Männer. Metaanalysen, von denen es inzwischen viele gibt, verdeutlichen aber, dass die Geschlechterunterschiede z.B. bei kommunikativen Verhandlungen sehr gering sind

(Walters et al. 1998). Neuere Arbeiten betonen (was wir eigentlich schon wussten), dass die Kommunikation zwischen Frauen und Männern auch am Arbeitsplatz erfolgreich sein kann (S. 77). Eine der Differenz-Thesen, die Bestand haben, ist diejenige, dass Frauen untereinander mehr über persönliche Themen sprechen als Männer untereinander. Selbstverständlich werden nicht erst heute solche Befunde nicht essentialistisch dem ‚Wesen‘ von Frauen und Männern angelastet, sondern den Relevanzstrukturen der Lebenswelt. Auch zeigt die Erzählforschung nach wie vor die Beliebtheit kollaborativer Erzählentwicklungen unter Frauen und auch die bestimmter Dramatisierungsstrategien. Vieles relativiert sich im Kulturvergleich, was niemanden überraschen dürfte. In der Forschung zu Gespräch und Geschlecht ist von Beginn an von kultureller Beeinflussung ausgegangen worden. Heute wird aber stärker betont, dass Frauen und Männer Prägungen auch unterlaufen und verändern können und dass diese nicht unbedingt in eine Richtung laufen. Das Individuum muss sich selbst positionieren, wobei es sich aber an vorherrschenden Mustern orientiert.

Im Bezug auf Sprachsozialisation finden wir verschiedene Untersuchungen, die *gender* als relevanten Faktor zeigen. Gleasons (1987) Analysen zum Gesprächsverhalten von Müttern und Vätern zeigen zum Beispiel, dass Väter sehr viel mehr Befehle geben (doppelt so viele), vor allem an ihre Söhne, als Mütter dies tun. 38% aller väterlichen Äußerungen am Familientisch an die Kinder fanden in Befehlsform statt. Die Mütter verstanden ihre Kinder generell besser, da sie auch mehr Kontakt mit ihnen hatten. Sie verwendeten ihnen gegenüber ein reichhaltigeres Vokabular. Väter adressieren ihre Söhne häufiger als ihre Töchter mit groben Anredeformen. Klann-Delius fasst zusammen, dass Kinder von ihren Müttern mehr sprachlichen Input erhalten, was auch ein Effekt unterschiedlichen Engagements in der Kinderbetreuung ist (S. 123).

Marjorie Goodwin (1990, 2002) hat in ihrer Studie über das Sprachverhalten von schwarzen Kindern in Philadelphia, die sie monatelang bei ihren Spielen auf der Straße beobachtet hat, festgestellt, dass Jungen und Mädchen sehr häufig unter sich spielen und sich ihre alltäglichen Interaktionen unterscheiden. Jungen verwenden mehr unabgeschwächte Imperative. Die Mädchen hingegen bevorzugen zwar inklusive oder fragende Aufforderungen vom Typ „Wir könnten jetzt die Ringe aufsammeln“ oder „Sollen wir nicht mal die Ringe aufsammeln?“, konkurrieren aber auch miteinander. In der Sozialstruktur der Jungen gab es kleine Bosse, die über längere Zeiträume hinweg das Sagen hatten, in den Gruppen der Mädchen war diese Rolle nicht von Bedeutung. Ihre Sozialstruktur organisierte sich eher horizontal über Nähegrade (beste Freundin), was eine andere Art von Hierarchie ergab. Goodwin betont, dass alle Kinder alle Sprachverhaltensweisen beherrschen. Im Umgang mit sehr viel jüngeren Kindern sprachen die sieben- bis zwölfjährigen Mädchen auch in direkter Befehlsform. Die Kleinen sollten ihnen gehorchen, und die Mädchen beherrschen auch die Art der Rede, welche Gehorsam nach sich zieht. Konflikte bewältigten die Mädchen eher indirekt über Dritte, Jungen trugen sie eher direkt aus. Beide Geschlechter beherrschen eine ganze Bandbreite an Stilen, jedoch verwenden sie diese nicht gleich stark.

Die Autorin diskutiert in diesem Kapitel Studien über Studien, fasst sie zusammen, vergleicht, konfrontiert Thesen mit Gegenthesen. Insofern bietet das Buch einen guten Orientierungsrahmen für alle erwähnten Themenfelder.

Im dritten Kapitel werden Erklärungsansätze dazu diskutiert, wie es überhaupt zu Geschlechterunterschieden im kommunikativen Verhalten kommt (lerntheoretische, kognitionspsychologische, sozialpsychologische, *gender*-schema-Ansatz, evolutionsbiologische, ethnomethodologische, „community of practice“-Erklärungen u.a.). Klann-Delius bringt sie alle nachvollziehbar auf den Punkt. Kein Ansatz bleibt von der fast gleich gewichteten Kritik verschont. Die eigenen Thesen der Autorin kann man vorsichtig daran ablesen, dass sie evolutionsbiologischen Erklärungsansätzen keine völlige Absage erteilen will. Man bekommt aber kaum einen Hinweis darauf, wie diese mit sozial- und kulturwissenschaftlichen eine sinnvolle Verbindung eingehen könnten. Auch integrative Modelle kritisiert Klann-Delius wegen zu großer Allgemeinheit und mangelnder Spezifik der relevanten Komponenten. Sie verzichtet leider darauf, bestimmte Kombinationen als einleuchtender auszuweisen als andere. Integrative Modelle haben potentiell die größte Überzeugungskraft. Die Frage bleibt unbeantwortet: Was kombiniert sich am erfolgreichsten?

Das letzte Kapitel ist der Sprachpolitik und dem Sprachwandel gewidmet. Empfehlungen zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs, die z.B. auf Nennung von Frauen und Männern beharren (*Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler...*), kritisiert Klann-Delius unter Rückgriff auf Stichel als zu schwerfällig (S. 186). Verschiedene, im Buch vorgestellte Arbeiten belegen aber, dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum tatsächlich weniger an weibliche Wesen denken lassen. Abschließend kommt sie zu dem Urteil, die wirksamsten Kommunikationsstrategien für Frauen seien diejenigen, die in Mentoring-Programmen vermittelt würden.

Klann-Delius macht klar, dass wir im Bezug auf Sprache, Gespräch und Geschlecht heute vor sehr uneinheitlichen Befunden stehen. Sowohl theoretische Hintergründe als auch empirisch-methodische Vorgehensweisen erlauben oftmals kaum einen Vergleich. Vor allem in den 1970er-Jahren, aber durchaus auch später noch, wurde der Themenbereich mehr von politischem Bestreben geleitet als von wissenschaftlichem. Das war zwar inspirierend, führte aber auch zu manchem Schnellschuss.

Das Buch bereichert alle Hochschulveranstaltungen zu diesem Thema. Für die gemütliche Privatlektüre, selbst der Wissenschaftlerin, ist es wenig geeignet, da die Aneinanderreihung sehr vieler Studien ermüdet.